

Von Olaf Jantz

Transkulturelle Jungenarbeit - Wie kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft Jungen erreicht

Konzepte, die sich auf interkulturelle Kompetenz stützen greifen zu kurz, so die These des Autors Olaf Jantz. Er begründet hier, warum der Bezug auf Transkulturalität für eine zukunftsfähige Praxis der Jungenarbeit von großer Bedeutung ist.

In diesem Artikel soll keine theoretische Herleitung im wissenschaftlichen Sinne angeboten werden. Es ist auch kein reiner Praxisbericht. Vielmehr wird hiermit ein Begründungsrahmen zur Diskussion gestellt, der die Notwendigkeit einer Transkulturellen Jungenarbeit in der sich globalisierenden Einwanderungsgesellschaft herausarbeitet. Der vorliegende Ansatz verknüpft praktische Erfahrungen, die wir bei mannigfaltig e.V. – Institut für Jungen- und Männerarbeit machen, mit theoretischen Erkenntnissen (vgl. explizit: Jantz 2007). Es ist mein Anliegen zu zeigen, dass pädagogische Bemühungen unseren Zielgruppen nur dann gerecht werden, wenn wir unsere Konzepte daraufhin überprüfen, ob sie denjenigen entsprechen, die wir erreichen wollen. Welche expliziten und vor allem welche impliziten Annahmen und subjektiven Theorien über Jungen und ihre Gleichheits- bzw. Differenzerwartungen enthalten Konzepte der Jugendhilfe im Allgemeinen und der Jungenarbeit im Speziellen? Was nehmen wir in den Blick und was blenden wir aus? Wie bedeutsam ist die Kategorie der Kultur? Ferner soll expliziert werden, inwiefern interkulturelle Konzepte in der heutigen Jungenarbeit zu kurz greifen und einen Wandel zur Transkulturellen Jungenarbeit erfordern. Für die Veröffentlichung in diesem Heft: Was hat sich seit meinem letzten Artikel »Interkulturelle Jungenarbeit. Praxis, Ziele und professionelle Haltung« im BZgA Forum verändert? (Vgl. Jantz 2008)

Die praktische Seite

Der Begründungsrahmen für Transkulturelle Jungenarbeit ergibt sich in der Praxis quasi von selbst: Einerseits sind Geschlechterthemen besonders in der Jugend omnipräsent. Männliche Jugendliche bewältigen ihr »Mann-Werden« an Beispielen, die ihnen in Medien, in der Familie, in der Peer group und von anderen Menschen in ihrem sozialen Nahraum als männlich vorgelebt werden. Alle Jungen müssen offensichtlich eine Balance finden zwischen innerem Wollen und äußerem Sollen, das jeweils geschlechtstypisch aufgeladen ist. Männlichkeitsbeweise sind insofern alltäglich beobachtbare Bewältigungsversuche, die den Alltag in der Jugendhilfe begleiten, wenn nicht sogar dominieren. Darüber hinaus gelingt es einigen Jungen, sich jenseits männlichkeitsnormierender Identitätssuche zu bewegen, was die Frage aufwirft, wie wir diese Ressourcen aktivieren und die beobachtbaren Kompetenzen fördern können. Jungen benötigen insofern Unterstützung in der alltagspraktischen Orientierung und in den Suchbewegungen zu einer angemessenen Lebens- und Berufsorientierung.

Auf der anderen Seite verändern sich die Rahmenbedingungen pädagogischen Handelns in der Einwanderungsgesellschaft durch das Auftreten von Mädchen und Jungen, die andere kulturelle Werte, Normen und auch andere moralische Orientierungen vertreten, als wir es aus deutscheinheimischer Erfahrung gewohnt sind. Die heute existierenden Jungenwelten transformieren sich jedoch entlang der den Jungen gegebenen Partizipationschancen. So stellt sich die Frage, welche Jungen in welcher Art und Weise betrachtet werden. Bei einem offensichtlichen Migrationshintergrund werden im sozialen Alltag andere Annahmen vorausgesetzt als bei Jungen, die als deutsch-einheimisch identifiziert werden. Das stellt auch eine Dimension von Rassismus dar, den Jungen alltäglich erfahren. Und sie selbst betonen Differenzen, die ihnen wichtig erscheinen. Das kann so weit verinnerlicht werden, dass es zu einer Überbetonung der eigenen Herkunft kommt (Selbstethnisierung). Andere Jungen hingegen kaschieren ihren Migrationshintergrund durch stete Beweise »echten Deutschseins«. Wer mit Jungen arbeitet, sieht sich im Alltag

folglich einer Vielfalt ausgesetzt, die es notwendig macht, das eigene Handeln konzeptionell weiterzuentwickeln. Vielmehr noch stellt sich die Frage, welche Angebote der »deutschen Pädagogik« auch Jungen erreicht, die ihre familiäre Herkunft aus anderen Ländern stark betonen. Ausgehend von der sich immer wieder bestätigenden Erfahrung, dass Jugendarbeit im Kern Beziehungsarbeit darstellt, bleibt es unverzichtbar, dass sich Jungenarbeit auf die Bedingungen jugendlicher Lebenswelten bezieht. Und eben diese Lebenswelten offenbaren sich in der Jugendhilfe vielfältig und sie offenbaren sich als höchst widersprüchlich: Da begegnen uns Jungen, die einen arabischen Namen tragen, sich aber als deutsch verstehen. Da sprechen Jungen türkisch, sind Teil einer Gruppe, die sich Türkisch Power Boys (TPB) nennt und kommen aus einer Familie mit einem deutsch-deutschen Lehrerehepaar. Wenn Jugendhilfe erfolgreich sein will, so muss sie sich den Transformationsprozessen stellen. Sie muss den sich wandelnden Begegnungsformen und Präsentationsmustern von Jungen und Mädchen gerecht werden. Interessant dabei ist, dass die Männlichkeitsthemen der pädagogischen Erfahrung nach – bei allem Wandel durch zunehmende Migration – in den allermeisten Jugendwelten gleich geliebt sind! Doch warum greifen Konzepte zu kurz, die sich auf interkulturelle Kompetenzen stützen? Warum benötigt die Praxis der Jungenarbeit den Bezug auf Transkulturalität?

Die theoretische Seite

Für den veränderten Bedarf in der aktuellen Einwanderungsgesellschaft möchte ich nur einen Ansatz ausführen. Wolfgang Welsch (2009) entwickelt mittlerweile über Jahrzehnte das Konzept der Transkulturalität, um beschreiben zu können, in welcher Hybridität heutige Identitätsformationen auftreten. Es sind zwei Aspekte, auf die ich mich im Rahmen Transkultureller Jungenarbeit vorwiegend beziehe:

1. Kultur wird oftmals an nationale und/oder ethnische Gruppen gekoppelt betrachtet. Diese »Verschleifung« (ebd., S. 1) der inhaltlichen Bedeutung kultureller Muster mit Nationalität stellt jedoch eine Verkürzung dar, weil sie von einer Starrheit von Kulturen ausgeht. Der Blick auf z.B. syrische Jungen homogenisiert diese Gruppe anhand der traditionell interkulturellen Annahme grundsätzlicher Differenzen zwischen Syrern und Deutschen. Ob jedoch der nach deutschen Vorstellungen »bildungsnahe« Lehrersohn aus Damaskus mehr Ähnlichkeiten zum Lehrersohn aus Hannover offenbart, wird in dieser Sichtweise nicht zu fassen sein. Immer wieder – so die dekonstruktivistisch motivierte Analyse – wird der Gymnasiast, der aus Kriegsgründen aus Syrien nach Deutschland wanderte, auf seine »Nationalkultur« reduziert und nicht z.B. im Hinblick auf seine Anpassungsleistungen wahrgenommen. Welsch betont dagegen einerseits die Durchlässigkeit und Wandelbarkeit von Kulturen. Andererseits arbeitet er die widersprüchliche Vielfalt von Binnenbezügen unterschiedlicher kultureller Verbundenheiten heraus, um eine historisch angemessene Heuristik anzubieten: »Das neue Leitbild sollte nicht das von Kugeln [gemäß der Herderschen Auffassung; O. J.] sondern das von Geflechten sein.« (S. 3) Die kulturellen Bezüge von Jungen sind dementsprechend nicht ausschließlich durch familiäre Bezüge, die auf deutsche Institutionen treffen, zu beschreiben. Vielmehr gibt es sozio-kulturelle und jugendweltliche Bezüge, die nationalkulturelle modifizieren, weiterentwickeln oder gar aufheben. Deshalb muss Jungenarbeit diesen Transformationsprozessen konzeptionell angemessen begegnen.

2. Welsch arbeitet weiterhin heraus, dass sich auch die Makrokulturen in einer globalisierten Welt prinzipiell verändern. Er geht von einer »Violdimensionalität des Wandels« (S. 4f.) aus, die bewirkt, dass nationalstaatliche Abgrenzungen unmöglich werden und damit external, also außerhalb der Persönlichkeit verortbar, eine gesellschaftliche (und soziale) Transkulturalität erzeugt. »Viele Formen des Alltags sind heute international geprägt.« (S. 4) Sein Argument ist folgerichtig, dass auch die in diesen Formen handelnden Menschen internal eine ähnliche Transkulturalität entwickeln, was »nicht etwa nur Migranten, sondern alle Heranwachsenden« (S. 5) betrifft. »Die Alternativen zum Standard von einst liegen heute nicht mehr außer Reichweite, sondern sind Bestandteil des Alltags geworden. Heutige Menschen werden zunehmend in sich transkulturell.« (ebd.) Kulturelle Standards sind damit allen prinzipiell zugänglich. Jugendwelten sind (nicht nur) in dieser Hinsicht besonders lernfähig! Transkulturelle Jungenarbeit setzt sich dementsprechend zum Ziel, diese internale transkulturelle Beschaffenheit eigenen Wünschens, eigenen Wollens und Könnens bewusst zu machen, um Handlungskompetenzen zu stärken. Der geschlechtstypischen Einengung durch männlichkeitsnormierendes und herkunftskultur-betontes Denken und Handeln wird damit eine Relativierung angeboten, die qualitativ neue Optionen eröffnet. Theoretisch geht es um die Deckungsgleichheit internaler Transkulturalität subjektiver Ressourcen mit der externalen Transkulturalität sozialräumlicher Partizipationsangebote.

Ein Kristallisationspunkt

Nicht nur Sprachforscher und Sprachforscherinnen beschäftigt zunehmend das Phänomen des sog. »Kiezdeutsch«. Jugendliche entwickeln anhand von »Migrantensprachen« eine eigene Jugendsprache, die sich vom elaborierten

Deutsch absetzt. Sie kennzeichnet ein jugendkulturelles Selbstbewusstsein, das sowohl die deutschen als auch die vielfältigen Einwanderungseinflüsse zu vereinen vermag. Viel mehr noch ist »der Schwarzkopf« als Sinnbild aller schwarzhaarigen, also äußerlich gut identifizierbaren Migranten und Migrantinnen, zur Leitfigur auch für andere Jugendliche geworden, die schlicht cool sein möchten. Zugespitzt versuchen einige deutsche Jungen, die uns in der Jugendhilfe begegnen, so türkisch zu wirken, wie es möglich ist. Ein transkulturelles Gemisch, das sowohl interkulturelle als auch (inter)geschlechtliche Aspekte enthält, das ist der praktischen Erfahrung zu Folge ein qualitativ neues Phänomen in der Jungenarbeit. Denn zu früheren Zeitpunkten, etwa um die Jahrtausendwende herum, versuchten sich viele türkischstämmige Jungen so italienisch wie möglich zu stylen, um aus dem weit verbreiteten Bild »des Türken« auszubrechen und das besser konnotierte des Italieners anzunehmen.

Was ist Jungenarbeit?

Zu Jungenarbeit ist mittlerweile viel gesagt und viel geschrieben worden. Es lässt sich beispielsweise fragen, ob Mädchenarbeit durch Männer und Jungenarbeit durch Frauen geleistet werden kann, wenn sich die Fachleute als genderkompetent erweisen, sie also Themen von Männlichkeit/Weiblichkeit angemessen moderieren können. Unser Verständnis bleibt bei der Grundannahme, dass Jungen im Heranwachsen gleichgeschlechtliche Modelle benötigen, um eine Sicherheit in der biografischen und alltäglichen Orientierung gewinnen zu können. Das innere Erleben wird entlang der Kategorien männlicher Sozialisation ausgelotet, bewertet und dann zugelassen oder abgewehrt. Neben der wichtigen Arbeit, die Frauen mit Jungen durchführen (sog. »gender crossing«, vgl. Jantz 2012), bleibt der geschlechtshomogene Raum, den Männer mit Jungen erleben, ein Vergewisserungsraum, in dem es möglich ist, Männlichkeit nah an der Person einzuordnen. Besonders schambesetzte Themen wie Sexualität und Partnerschaft können hier angstfreier thematisiert werden. Jungenarbeit stellt also die geschlechtsbewusste Praxis von Männern mit Jungen dar. In Kürze zusammengefasst stellt Jungenarbeit folgende Lernräume zur Verfügung:

Jungenarbeit

- bietet Räume der mitmännlichen Begegnung (Junge zu Junge / Mann zu Junge)
- irritiert unzweckmäßige Sicherheiten (Erstarrung von männlichen NORMALitäten)
- unterstützt eine adäquate (Lebens-)Orientierung (Eröffnung von Optionen)
- erarbeitet Kriterien für persönliche Erscheinungen, vor allem in Konfliktsituationen
- konfrontiert mit der Verantwortung für das eigene Handeln und Denken (Spiegelungen von Konsequenzen)

Was ist Interkulturelle Jungenarbeit

Über den Bezug auf die Kategorie Geschlecht hinaus (hier der Männlichkeiten), ist es konzeptionell entscheidend, die Vielfalt der vertretenen Weltanschauungen systematisch in pädagogischem Handeln zu berücksichtigen. In der Begegnung unterschiedlicher Jungen entstehen zwischenmenschliche Bezüge, die mit dem Begriff der interkulturellen Begegnung zu bezeichnen sind. Es werden Aspekte der eigenen kulturellen Selbstverortung betont und auf große nationale Kulturen bezogen (»Wir Russen ...«). Es werden selbstverortende Bezüge und Positionen entfaltet und kultiviert, die man zwar in ihrer Objektivität hinterfragen kann, aber in ihrer subjektiv vorgetragenen Form durch Jungen aufgreifen muss. Gerne führen Pädagogen und Pädagoginnen die Diskussion mit Jungen, die ihre außerdeutsche Herkunft betonen, anhand des Passes: »Du bist doch Deutscher, wenn Du einen deutschen Pass besitzt.« Doch dieser externe Diskurs wird dem differenzbetonenden Jungen nicht gerecht, weil es für ihn eine (sozial) funktionale Bedeutung hat, die eigene Herkunft jenseits der deutschen zu betonen. Deshalb ist eine Relativierung persönlich oftmals nur sehr schwer möglich. Zusammenfassend sind folgende Heuristiken hilfreich, um Jungenarbeit interkulturell öffnen zu können:

Interkulturelle Jungenarbeit:

- Räume der kulturellen Selbstvergewisserung
- Betont Gemeinsamkeiten
- Stellt jedoch alltagspraktische Fragen, warum es dem Einzelnen wichtig erscheint, jeweilige Differenzen zu betonen
- expliziert „geheime“ Codes / Normalitäten: Männlichkeiten, Selbstethnisierung, soziale Gruppenregeln, (Jungen-)Kultur, Bildungsbarrieren, etc.

Transkulturelle Jungenarbeit

Ausgehend von dem Postulat »Wir sollten beginnen nicht mehr danach zu fragen, wo jemand herkommt, sondern wohin er gehen möchte«, stellt Transkulturelle Jungenarbeit die Gemeinsamkeit der Jungen an den Beginn der pädagogischen Bemühungen. So wird nicht bei vermuteten Differenzen angesetzt, sondern an der Gleichheit bzgl. subjektivem Wollen und Streben der Jungen. Erst wenn die Jungen selbst Differenzen betonen (Deutscher/Ausländer, hetero/homo, gesund/behindert, alt/jung, Täter/Opfer usw.) werden diese aufgegriffen und bearbeitet. Das Besondere dabei ist, dass weder differenzblind geleugnet wird, dass kulturelle (Selbst-)Attributionen und Zugehörigkeit(sgefühle) auftreten, noch differenzfixiert Jungen darauf angesprochen werden, wie sie ihrer Herkunft nach typischerweise gesehen werden. Kulturelle Selbstreflexion wird methodisch angeboten, wenn sicher ist, dass das auch das Thema der Jungen ist. Aus der Erkenntnis, dass jedwede Präventionsarbeit stets bedeutet, dass die Persönlichkeiten in ihrer gesunden Entwicklung unterstützt werden, ist das Ziel Transkultureller Jungenarbeit die Herstellung eines eigenkulturellen Selbstbewusstseins, das den eigenen Umgang mit Männlichkeiten systematisch einschließt: Was gestehe ich mir zu, was gesteht man mir zu und was nicht? Um diesen Transformationsprozess fassbar zu konkretisieren, sei nur ein Beispiel ausgeführt.

Heimat statt Herkunft

Für viele Jungen ist es wichtig, woher sie kommen. Doch bei genauerer Befragung ist es sehr selten die nationale Herkunft (ihrer Familie), auf die sie sich beziehen. Vielmehr noch betonen die meisten ihre Stadt, noch häufiger ihren »Herkunftsstadtteil«. Dieser Stadtteil jedoch wird von sehr vielen unterschiedlichen Jungen (und Mädchen) gleichzeitig als ihr eigener bezeichnet. Er bedeutet für viele schlicht Heimat. Der in Deutschland leider in Verruf geratene Begriff der Heimat bietet damit einen exzellenten Ansatzpunkt, um die externale Transkulturalität des eigenen Sozialraums fassbar zu machen. Als Jungenprojekt bietet sich nun an, dass die Jungen selbst erkunden, wie sich Jungen diesen Stadtteil (unterschiedlich) aneignen. Ergebnis ist zumeist, dass sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzen gefunden werden. Jungen besetzen die öffentlichen Räume anders als Mädchen; »Schwarzköpfe« sind anders präsent als deutsche »Kartoffeln«. In ihrer Sprache sind die klassischen Themen wie Rassismus, Sexismus, Schwulenfeindschaft etc. bearbeitet, neue Themen der Transkulturalität (Esskulturen, Musik- und Sportpräsentationen, Begegnungsräume usw.) sind thematisierbar. Die Kunst dabei ist, dass wir pädagogischerseits die Macht der (geschlechtlichen oder kulturellen) Zuschreibung nicht wiederholen. Dafür gilt es zunächst, sich der eigenen transkulturellen Persönlichkeit bewusst zu werden, wenn wir nicht weit hinter die Möglichkeiten, die alle (!) Jungen besitzen, zurückfallen wollen.

Ausblick

Jungen und männliche Jugendliche benötigen eine Pädagogik, die konzeptionell ermöglicht, dass drei Räume zur Verfügung stehen:

1. der interkulturellen Raum der Beziehung der unterschiedlichen Kulturtrgern,
2. der transkulturelle Raum hybrider Identitätsdarstellungen,
3. der subjektorientierte Raum für alle Eigenarten der einzelnen Jungen.

Vielfalt wird damit nicht als das Beliebigkeit fördernde anything goes verstanden. Vielmehr erhalten Jungen alltagsnahe Orientierung und Kriterien für persönliche Entscheidungen, die sie jedoch selbst und möglichst (im engsten Sinne des Wortes) selbstbewusst treffen (müssen). Jungenarbeit stellt damit einen Raum zur Verfügung, in dem die Jungenarbeiter quasi als Katalysatoren für kulturell wie sozial handlungsfähige Persönlichkeiten (bezogen auf alle Beteiligten) wirken. Ich persönlich habe mich jedenfalls besonders in der Interaktion mit den vielfältigen Jungen transkulturell weiterentwickelt. Das ist dann auch eine gute Motivation für Menschen, die mit Jungen arbeiten: Transkulturelle Jungenarbeit ist eine Win-win-Beziehung für Pädagogen wie für Jungen.

Literatur

- Jantz, O. (2007): Jungen stärken – Selbstbehauptungskurse: Konzeption, Haltung, Ziele und Durchführung. Hannover
Jantz, O. (2008): Interkulturelle Jungenarbeit. Praxis, Ziele und professionelle Haltung. In: BzGA Forum Sexuaufklärung und Familienplanung, Heft 1/2008. Köln
Jantz, O. (2012): Das andere Gegenüber: Gender Crossing/geschlechtssensible Überkreuzpädagogik. In: »betrifft: Mädchen« Heft 3/2012. Welsch, W.
(2009): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Darowska, L./Machold, C. (Hrsg.): Hochschule als transkultureller Raum? Beiträge zu Kultur, Bildung und Differenz. Bielefeld: transcript

Gefördert vom:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

